



Wie wir einmal einen Berg hinauffuhren und uns selbst im Gepäck hatten

Wie wir einmal einen Berg hinauffuhren und uns selbst im Gepäck hatten

Hier sitzen wir, er mit seinem Buch, ich mit meinem Rotwein.

Wenn die Dunkelheit draußen vollends über den Nebel hereingebrochen ist, wenn das Licht der Gaslampe nicht mehr ausreicht und die Buchstaben miteinander verschwimmen, dann wird er das Buch zuschlagen, aufstehen und den Tisch decken. Brot aufschneiden, Schinken, Käse und Butter aus der kleinen, kalten Kammer holen. Die Mausefallen kontrollieren und hinausgehen in den Nebel, um am Brunnen den Wasserkrug aufzufüllen.

Dann werden wir uns an den Tisch setzen und essen. Hier in der Hütte in den Bergen, in der engen, kleinen Stube. So wenig Platz und doch so viel Raum zwischen uns.

Noch ein Brot?, wird er vielleicht fragen und ich werde den Kopf schütteln. Nein, danke.

Nach dem Essen werden wir abräumen, aufräumen, ein letztes Mal Holz auflegen, Zähne putzen und dann in die andere kleine Kammer hinüber gehen, die mit den zwei Betten, eins an jeder Wand. Er außen, ich innen. Gute Nacht, wird er sagen und die Kerze löschen.

*

Die kleine Hütte in den Bergen, wie oft waren wir schon hier. Vor gefühlten hundert Jahren das erste Mal - damals, als alles möglich schien, als wir nackt am Brunnen standen, lachten und prusteten, als die Sonne auf uns niederbrannte und die Hütte vor Energie zu bersten schien.

Durch die Risse von damals drängt der Nebel von heute. In unserem Gefolge ist er den Berg hinaufgezogen und hat sich festgesetzt. Hat seine feuchtkalten Arme um die Hütte geschlossen und weder die Sonne, noch der schwache Wind schaffen es, ihn zu vertreiben.

Vielleicht ist es auf den Gipfeln sonniger, habe ich gestern gesagt. Wir könnten zur Adlerspitze hinauf. Anton hat genickt, aber wir sind nicht weiter gekommen als zum Plumpsklo hinter der Hütte.

Lass uns mal wieder zur Hütte fahren, hatte ich gesagt. Auch dazu hat er genickt und gleich den Xandl angerufen. Ja sicher, hat der gesagt, klar könnt's ihr die Hütte haben, ich stelle euch eine Gasflasche hoch, Holz ist eh da.

Irgendwann wird er heraufkommen, der Xandl und einen Schnaps mit uns trinken. Über die Preise von Festmetern reden, über die Gämsen, die Jagd und das Wetter. Erst, wenn er wieder nach seinem Hut greift, wird ihm Anton den Umschlag mit dem Geld in die Hand drücken. Nicken wird er, der Xandl und uns noch eine gute Zeit wünschen.

„Die werden wir haben“, hätten wir vor hundert Jahren geantwortet.

Anton schlägt eine Seite um. „Eine kurze Geschichte der Menschheit“ hat er mitgenommen. Kurz, lang – wie bemisst man das? Und kann man eine Geschichte eigentlich über ihr Ende hinaus erzählen?

Früher hätte er mir vorgelesen. Ich hätte nicht zugehört, wäre an der Begeisterung in seiner Stimme, seinen Augen hängengeblieben. Bis er irgendwann vom Buch aufgeblickt hätte. Ist das nicht erstaunlich?, hätte er gefragt oder: Kannst du das glauben?

Was denn?, hätte ich gefragt und er hätte so getan, als würde er das Buch nach mir werfen.

Lies mir etwas vor, will ich sagen, aber die Worte rutschen durch die brüchigen, hölzernen Fensterrahmen in den Nebel hinaus. Dort lösen sie sich auf.



Wie wir einmal einen Berg hinauffuhren und uns selbst im Gepäck hatten

Ich trinke einen Schluck Wein. Er schmeckt mir nicht, ich mag eigentlich gar keinen Wein, aber ich brauche etwas, an dem ich mich festhalten kann. Vielleicht will ich mir auch Mut antrinken.

Ich will nicht mehr, habe ich gestern in die Stille der kleinen Kammer hinein gesagt. Ich will so nicht mehr leben.

Aber da hat er schon geschlafen. Oder so getan, als ob.

„Wie wollen wir leben“ hieß eins der Bücher, aus denen er mir damals vorgelesen hat. *Sich zur Sprache bringen*, lautete eine der Überschriften. Wie jung war ich, wie überheblich, dass ich dachte, das sei doch ein leichtes, sich zur Sprache bringen. Vor allem, wenn man sich liebt. Wie von selbst gehe das, wie von selbst kämen die Worte. Braucht man überhaupt welche?

Wir verstehen uns auch ohne Worte, hätte ich früher gesagt.

Aber was, wenn sie in dir feststecken, die Worte, unendlich viele, ganz tief drin, und auf den richtigen Moment warten, der nie kommt.

Anton, denke ich. Nun sag doch was. Frag doch was.

Er schiebt seine Brille zurecht.

Wie ist das passiert, fragst du dich und weißt keine Antwort. Es schleicht sich ein, still, leise und unbemerkt. Bis du es irgendwann doch merkst.

Was ist denn los, fragen die Freundinnen, aber du weißt keine Antwort. Es ist ja nicht so, als hätte er etwas getan oder du, etwas Unverzeihliches oder vielleicht könnte man es sogar verzeihen, kann man nicht alles verzeihen, wenn man nur darüber spricht?

Aber so ist es nicht, es ist nichts „passiert.“

Ich schwenke das Glas und der Wein schwingt sich hinauf und wieder hinunter, ich rieche an ihm, als könnte ich mich damit aus, als könnte ich Dinge sagen wie: „Orangen und Zimt auf der Zunge, ein bisschen herb im Abgang.“

Ich lehne mich zurück und sehe hinaus in den Nebel, ins allumfassende Grau. Wie mühsam es ist, bei diesem Wetter das Feuer in Gang zu bringen.

Es geht nicht, habe ich gesagt, aber dann ging es doch.

Ich sehe ihn an und warte darauf, dass er umblättert. Wie lange kann man an einer Seite lesen, liest er überhaupt?

Jetzt, jetzt blättert er um.

Auf einmal hatte ich einen Therapeuten.

Er redet nicht, habe ich gesagt. Und der Therapeut hat mich angesehen, als warte er auf mehr, als müsse noch etwas kommen, von mir.

Er redet nicht, habe ich wiederholt und sie vor mir gesehen, all die unausgesprochenen Worte, wie sie in der Luft hängen, zwischen uns hin und herschwingen, lautlos und unsichtbar, Spinnenfäden im Wind. Miteinander verbinden sollten sie uns, uns vernetzen, verflechten, einwickeln, aber sie stürzen ab und verschwinden. Irgendwo da draußen gibt es eine Müllhalde ungesagter Wörter.

Liebst du ihn denn noch?, fragen die Freundinnen.

Wenn man da erst überlegen muss, wenn man keine Antwort hat, die man aus der Pistole schießen kann - ist



Wie wir einmal einen Berg hinauffuhren und uns selbst im Gepäck hatten

das dann nicht auch schon eine Antwort?

Was bedeutet das überhaupt, Liebe?, frage ich schließlich und sie verdrehen die Augen.

Also nein, sagen sie.

Aber das stimmt dann auch nicht.

Ich schrecke zusammen, als er das Buch zuschlägt. Draußen hat sich der Nebel verdunkelt, es ist Zeit zu essen. Ich sollte aufstehen und ihm helfen, wenigstens Teller und Messer sollte ich holen, aber nein, ich bleibe sitzen.

Wie geht es dir, habe ich gefragt und er: Gut.

Mehr nicht, aber was soll man auch sagen, wenn es stimmt.

Und dir?, könnte man fragen.

Und dir?, fragen die Freundinnen und ich: -

Also nicht so, sagen sie.

Als ich dem Therapeuten von den ungesagten Wörtern erzählt habe, hat er mich gefragt, was ich denn sagen wolle.

Und ich habe versucht, sie zu greifen, zu fassen zu bekommen. Aber geh mal hinaus und fange eine Spinnweben im Wind.

Vielleicht sollten wir uns einen Hund zulegen, habe ich schließlich gesagt. Er hat die Augenbrauen gehoben und ich habe lachen müssen, konnte gar nicht mehr aufhören.

Dabei war es doch gar nicht lustig.

Anton schiebt den Teller von sich, wir stehen auf. Räumen zusammen, legen ein letztes Mal Holz auf, putzen die Zähne und gehen in die kleine Kammer, er ins eine Bett, ich ins andere. Er löscht die Kerze und ich warte darauf, dass er es sagt.

Gute Nacht.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).